

Madleh [Fortsetzung]

Autor(en): **Senn, Carl**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **19 (1915)**

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-572843>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Madleh.

Novelle von Carl Senn, Basel.

Nachdruck verboten.

(Fortsetzung statt Schluß).

Sie setzten sich an den Tisch im Stübchen. Madleh schöpfte die Teller voll, Willem schnitt sich währenddes ein Stück Brot ab und schob dann den Laib über den Tisch hin. „Da, wenn du auch willst!“

Sie aßen schweigend, zuweilen sich anlächelnd. Als Willem sich den Teller wieder gefüllt, stand Madleh auf und trug ein Stück Käse herbei. Eine Flasche Wein stellte es daneben und zwei Gläser. Dabei strahlte es über sein ganzes Gesicht. Willem schmunzelte, und mit seinem kleinen Lächeln um den Mund schaute er zu seinem Weibe auf.

„Weil doch heut unser Hochzeitstag ist,“ gab jenes wie zur Entschuldigung darauf zur Antwort. Hurtig ergriff er die Flasche und füllte die Gläser. Dann schnitt er das Käsestück entzwei, prüfte die Stücke eingehend und nahm das dickere an sich. Den Rest schob er Madleh zu. Sie stießen mit den Gläsern an und sagten sich gegenseitig: „Zum Wohlsein!“

„Ein wenig sauer ist er,“ ließ sich Willem vernehmen, wie er sein Glas auf den Tisch setzte. Er verzog den Mund und hüstelte wieder. Das Frösteln kam abermal über ihn. Sie aßen weiter und lächelten zwischenhinein sich wieder zu, wenn sich ihre Augen gerade trafen. Als sie satt waren, schoben sie die Teller beiseite und legten die Arme auf die Tischplatte. Etwas täppisch griff Willem nach Madlehs Hand. Leicht stieg ihr das Blut zu Gesicht, und es fuhr ihr warm zum Herzen.

„Du!“ sagte er zärtlich, und sein spärliches Lächeln stand in seinen Zügen. Er griff mit der andern Hand auch noch zu: „Jetzt haben wir einander endlich!“ Sie nickte glücklich, und ihre Hände drückten die seinen. Er tätschelte unbeholfen die ihren.

„Du,“ hob er wieder an, „Mann und Weib sind wir nun, gelt?“ Er zerrte ein wenig an ihren Fingern.

„Ja!“ Ihre Augen leuchteten.

„Eine Liebe bist ... Frau!“

„Mann!“

Seine rauhen Finger strichen ihr über die Wangen.

„Madleh, komm, setz dich neben mich!“

Errötend erhob sie sich und ging um den Tisch herum. Er zog sie neben sich auf die Wandbank. Den Arm schlang er um ihren Hals. So saßen sie nun lange, dicht aneinander geschmiegt, ohne zu sprechen. Zuweilen kam das Hüsteln über Willem, und ein Schauer rann durch seinen Leib. Dann schloß Madleh den Arm fester um ihn und barg ihren Kopf tiefer an seiner Brust. Der Lichtschein des trüben Lämpchens warf ihre Schatten hinaus auf die Schneefläche. Nun drehte Willem behutsam das Licht aus. Madleh hob, wie in Verwunderung, ein wenig den Kopf.

„Fürchtest dich jetzt bei mir?“ wollte er wissen und lachte mit verlegener Dreistheit. Sie schüttelte den Kopf; aber ihr Atem ging schneller und hörbar.

„Mußt dich nicht fürchten,“ beruhigte er, „bist ja mein Weib nun, und gern hab' ich dich!“ Sie schmiegte sich noch näher an ihn. Da schob er sachte den Tisch weg und führte sie nach der Kammer.

Am andern Morgen erhoben sie sich erst, als die Sonne bereits durch die Scheiben fiel. Ihre Augen flohen einander. Wenn sie dann aber zufällig sich doch trafen, blickte etwas Helles, Frohes daraus hervor, und das Blut stieg ihnen zu Gesichte. Einigemal umfaßte Willem sein Weib: „Gelt, du! Gern haben wir halt einander!“ Er trappte beständig hinter Madleh her. Das Hüsteln kam öfter über ihn als am Tag zuvor, und als der Tag in den Abend sank, schüttelte ihn einmal ums andere der Frost, daß die Zähne zusammenschlugen. Dann wieder stieg es heiß in ihm auf, daß der Schweiß aus allen Poren perlte. Gegen den Morgen hin lag er in Fieberglut auf dem Lager, indes sein Weib in Schrecken und Ratlosigkeit die Hände rang.

Es kamen bange Tage. In der Stube hatte Madleh notdürftig ein Lager gerichtet. Kaum einen Augenblick wich es von des Mannes Seite. Wenn es draußen im Stall etwas zu tun gab, lief es zehnmal von der Beschäftigung weg, und mußte frischer Tee dem Kranken gekocht

werden, so streckte es beständig den Kopf durch die Türe. Immerfort zuckte herber Schmerz um Madlehs Mund, und in seinen Augen brannte die Angst. Stundenlang starrte es in das eingefallene, wachsgelbe Antlitz des Daliegenden, der in unruhigem Schlummer sich hin- und herwarf, und hielt dessen Hand in der seinen. Wenn dann bei Willem der Atem so keuchend und mühsam aus der Tiefe herauf-rasselte, fuhr es dem Weibe durchs Herz, so weh und krampfend, daß es sich durch Stöhnen wieder etwas Luft machen mußte. Alle Gedanken waren ihm benommen. Es hatte bloß das dunkle Empfinden: Es schwebt etwas Drohendes über dir! Aber es war gänzlich außerstande, mit klarem Auge das zu erfassen, was sich jetzt in seinem Leben zutrug.

Endlich war die Krankheit gebrochen. Matt und kraftlos lag Willem in seinen Rissen. Kaum daß er einmal sprach. Nur wenn sein Weib von draußen hereinkam und an sein Lager trat, flog ihm aus den trüben Augen ein dankbarer Blick zu. Einmal hatte er nach Madlehs Hand getastet, als es die Decken zurecht strich. Es war eine feuchte, kraftlose Hand gewesen, die es in der seinen gehalten, und ein Zittern war über das Weib gekommen. Es hatte den Kopf in die Rissen drücken müssen und dem fassungslosen Flennen nicht wehren können. Als es dann ruhiger geworden, da glaubte es mit voller Sicherheit zu wissen: Jetzt erst, da ich so verzweifelt um sein Leben gerungen, haben wir uns ganz und gehören so fest zusammen, daß uns nichts unsern Frieden je wird stören können. Es wurde dieser Erkenntnis froh und nahm immer aufs neue aus ihr wieder die Kraft, trotz der eigenen Ermüdung den Mann sorglich zu pflegen. Madlehs Herz war voll Dankes, daß ihm die Klarheit über sein Verhältnis zu Willem so beglückend aufgegangen war . . .

Eines Tages kam über den Kranken plötzlich eine heftige, befremdliche Unruhe, die von Minute zu Minute sich steigerte. Nechzend wälzte er sich auf seinem Lager. Auf seines Weibes ängstliches Fragen: „Hast wieder Schmerzen?“ hatte er nur ein kurzes, rauhes „Nein!“ Schließlich verlangte er keuchenden Atems sein Bündel,

in welchem er beim Kommen seine Habseligkeiten gebracht. Als es auf der Decke lag, wühlte er mit zuckenden Händen darin herum. Seine Züge waren vor Aufregung ganz verzerrt; der Schweiß rann ihm über das Gesicht, und die Augen quollen in fieberigem Glanz aus den Höhlen hervor. Endlich stieß seine Hand auf das Gesuchte und griff hastig zu. Mit einem Seufzer der Erleichterung fiel er in die Rissen zurück, und die Spannung in seinem Gesichte ließ nach; er schloß die Augen. Sein Weib hatte währenddessen unten am Bettrand gestanden und wußte nicht, was es vom Gebaren des Mannes halten sollte. Ein unheimliches Bangen faßte es an. Nach einer Weile zog Willem zögernd und mit Widerstreben seine Hand aus dem Bündel heraus, und dabei schaute er mit sichtbarem Unbehagen lauernd zwischen den wenig geöffneten Lidern hindurch auf die Dastehende. Ohne zu wissen, wie es kam, stand es plötzlich an der Türe. Als es den Drücker in der Hand fühlte und öffnete, wandte es sich nochmals nach dem Lager um. Mit hastiger Bewegung schob Willem eben einen Gegenstand unter die Decke. Da ging es hinaus. Langsam verrichtete es seine Arbeit und vermied, solange es konnte, wieder hineinzugehen. Als es schließlich doch sein mußte, war Willem gerade daran, sein Geld, das er auf dem Deckbett zum Zählen mochte ausgeleert haben, in das Leinensäcklein zurückzulegen. „Kannst jetzt das Bündel wieder in die Kammer tragen,“ sagte er in erzwungen gleichgültigem Tone, obwohl er den Unwillen über die Störung in seiner Beschäftigung nicht ganz verbergen konnte. Madleh gehorchte nicht sogleich. Bei seinem Eintritt war jäh das Blut in ihm aufgewallt; jetzt war es leichenblaß. Seine Hände zitterten, als es das Gebot ausführte. Verwundet sah es auf ihn. Es meinte herausschreien zu müssen: „Alles ist noch drin, nit angerührt hab' ich deine Sach'!“ Aber das Herz schlug so weh und hart, daß es keinen Ton hervorzubringen vermocht hätte.

Von einer großen Angst war der Kranke befreit, und das bewirkte, daß er den Rest des Tages in einer Art freudiger Gehobenheit verbrachte, die ihn nicht auf

Madleh achthaben ließ. Dem war es, es sei sein heiligster Besitz in Trümmer gesunken und hätte sich ihm erdrückend über die Seele gelagert. Erst seit zwei Nächten hatte es wieder im Bette zuzubringen gewagt, wobei die Kammertüre offen geblieben, damit es jederzeit auf die Atemzüge draußen in der Stube zu lauschen vermöchte. Als es diesen Abend sein „Gute Nacht!“ hervorgequält, schloß sich die Türe hinter ihm. Am Morgen aber trat es aus der Kammer als ein Weib, das heiß um den Sieg über sich selber gerungen und auf dem dornenreichen Weg weiterzugehen sich mühen will.

V.

Langsam nur erholte sich Willem; die Kraft wollte nicht wiederkehren. Zwar ging er bereits im Häuschen herum, doch schon nach wenigen Schritten vermochten ihn die Beine schier nicht mehr zu tragen. Stundenlang saß er dann in sich zusammengefunken in mürrischer Verdrossenheit, und wie wieder etwas Leben in ihn kam, fing er an, an allem herumzunörgeln. Obwohl dies Madleh unsäglich wehtat, suchte es sich unter Aufbietung aller Kraft zu überwinden, immerfort hoffend, mit dem kommenden Frühling werde auch die Genesung Schritt halten und sein Mann wieder die bessere Laune erlangen. Doch er wurde von Tag zu Tag unleidlicher: es war ihm zum unerläßlichen Bedürfnis geworden, stetsfort zu häßeln und zu räkeln; immer fahndete er nach einem neuen Anlaß, und das Kleinste und Geringfügigste bot ihm diesen. Wenn seine Zänkeleucht dann aufs höchste gestiegen war, holte er regelmäßig damit zum letzten Schläge aus, daß er giftelte: „Sie allein ist dran schuld, daß ich nun so siech bin, deine Alte! Kein Wunder ist's, wenn einer schon fast draufgeht, nachdem er bei dem Wetter ein paar Stunden weit durch den tiefen Schnee gegangen ist! Was hat sie dich so lang ausschinden brauchen, daß wir es fast nit haben erblangen können, bis sie tot war?“ Alle Verbitterung, die sich schon längst in ihm anzusammeln begonnen hatte, sowie seine angeborene Unleidigkeit gegen alles Hemmende ergoß sich nun über die tote Dienert-Christin und machte ihn zu einem fast unerträglichen

Menschen. Madleh schwieg. Es hielt es dem Zustand des Mannes zugute. Aber es fühlte sich schwer bedrückt, weil auf solche Weise immer an der Vergangenheit gerüttelt wurde, die es endgültig abgetan wähnte. Manchmal stieg ihm freilich der Unmut in die Stirn, wenn es das, was es zu vergessen sich bemühte und das doch nur seine Last gewesen, wieder in die Gegenwart hineingezerret sah. Es bereitete ihm die Wahrnehmung Qual, wie gerade der, dem es sich anvertraut, damit er sein Dasein so gestalte, daß das Alte, Vergangene darin keine Bedeutung und Macht mehr haben dürfe, dieses niemals zur Ruhe kommen ließ.

Einmal, da er wieder gründlich sein Herz entleerte, vermochte Madleh sich nicht mehr zu halten und sprach, zwar beherrscht, aber doch mit einem leisen Beben in der Stimme: „Wir wollen sie nun endlich in Frieden lassen, die Mutter!“

Etwas betroffen blickte er sie an, dann aber entgegnete er: „Hast wohl bei ihr die leichteren Tage gehabt als bei mir, daß du ihr so zum besten redest!“

Seinem Spott erwiderte sie: „Schwer hat sie mir das Leben gemacht, gewiß!“ Ihr Ton war frei von Bitterkeit und Anklage. Um weiter den Nörgelnden zu beschwichtigen, fuhr sie fort: „Du weißt gar nit, was sie für ein elend Fristen hatte. Nit vom Fleck hat sie sich rühren können, und zu keiner Arbeit war sie mehr nütz. Dazu immer die Angst wegen der Schuld, die nie von ihr abließ, bis der letzte Bagen erschafft war. Dann, als sie endlich das durchgestrichene Zinsbüchlein in den Händen hielt, da wurde ihr leicht, und man sah, wie eins ums andere von ihr abfiel und wie sie anfing zu sterben... Dein Kreuz ist kein so schweres,“ fügte Madleh nach einer Weile kaum hörbar hinzu.

„Ja, aber schlecht ist das doch von einer Mutter, in den Erdboden hinein schlecht,“ mußte Willem weiter zänkeln, „wenn man ein Kind so einspannt und nur für seine Sach' braucht und ihm alles wehrt!“

Seinem Zorn setzte sie einen Damm entgegen in den Worten, die aus einer Erkenntnis stammten, welche in den letzten Wochen allmählich in ihr emporgewachsen war und zur Stunde nun plötzlich in helle Klarheit trat: „Sollst sie nit

schmälen, die Mutter, Willem, ich tu's auch nit und hätt' doch eher Ursach' dazu. Sie war meine Mutter, und jetzt ist sie tot. Schau, mein Leben war dunkel durch sie. Oft hat's in mir drinnen gemurrt, und eine große Bitterkeit kam dann über mich. Auch als sie vor dem Sterben mich noch lang angeschaut hat, still und gut, wie ich mich sonst nie erinnern kann, und es mir ans Herz heran hat wollen, da hab' ich's abgewehrt und dacht: Zu spät ist's jetzt, damit wird nichts mehr anders! Nun weiß ich, das war schlecht von mir, und ich schäm' mich in der Seel' drinnen; denn mancher macht in seiner letzten Stund noch gut, was er viele Jahr' lang an andern verschuldet!"

Zuerst hatte Willem seinem Weibe in die Rede fallen wollen, dann aber schob er hastig nur einigemal die Mühe nach vorn und hinten, um seinem kochenden Unwillen Luft zu machen. Dabei kniffen die dünnen blutlosen Lippen zusammen, und in sein mageres graues Gesicht schlich ein häßlicher Zug. Er verharrte in trozigem Schweigen.

Frau Madleh war es nicht entgangen. Dabei erhielt sie Gewißheit, daß ihr Mann eine enge, zänkische Seele hatte und daß ihre Wege stets weiter auseinanderstrebten, weil sie nun die Vergangenheit, die er nie zur Ruhe kommen ließ, anders zu schauen begann, als sie in seiner kleinen verkücherten Seele sich spiegelte. Sie hielt die Augen ins Weite gerichtet, dorthin, wo die Wolken über den Bergsaum wanderten. Als sie lange dem eilenden Wolkenzug gefolgt war, fiel ihr Blick über den Hang, wo der Schnee langsam wich. Noch ließ sich der Pfad erkennen, den Willem bei seinem Kommen gebahnt ... Auf diesem Pfad war er in ihr Leben getreten, und längst schon sah sie die Furche, die er darin aufwühlte ... Er war nicht der Mann dazu, ihrem Leben eine neue Gegenwart zu schaffen, die von der trüben Vergangenheit unbeeinflusst blieb. Er rührte diese immer wieder auf, dadurch, daß er sie für alles Bestehende verantwortlich machte. So kam es, daß sein Weib nun ein leises Zittern anfiel, sobald er in ihrer Nähe war.

Seither waren Wochen vergangen. Säumig und verdrossen schlich der Früh-

ling aus dem Tale bergan. Schmutziger Schnee lagerte noch in allen Senkungen und Runsen, und das steinige Land lag noch in seiner gelbbraunen Nacktheit, kaum da und dort von einem spärlichen, gebleichten Grün überkleidet. Die zerstreuten Höfchen hatten sich aus ihrer Wintervermummung herausgeschält und ließen wieder ihre grauen Schindeldächer sehen und ihre starbblinckenden Scheiben in fahlem Glänzen erschimmern.

Seit einigen Tagen machten sich die Steinrütteleute in Hofstatt und Speicher zu schaffen. Sie waren nicht frohen Mutes; denn die Alten prophezeiten ein schlimmes Jahr, wie anno einundsechzig, da der Frühling auch so zögernd eingerückt sei, daß die Aussaat spät geworden und die Frucht und die Bodengewächse mißlich gerieten. Bange waren sie bereits alle schon wegen des Futters, das nicht hervorkommen wollte, während die Geißen mit den geringen Vorräten kaum noch durch einige Wochen gebracht werden konnten.

Auch im Lienert-Christenhäuschen war man damit beschäftigt, die Erdäpfel aus dem Keller zu tragen und den Samen zu rüsten. Madleh sortierte, und Willem holte sie herbei. Eben erschien er wieder mit einem Korb unter dem niederen Kellertürchen, das an der Bordenwand des Hüttchens ins Freie führte. Der Aufstieg war lotterig, und es fehlten einige Stufen. Willem hatte Mühe, sich mit dem schweren Korb vor dem Fall zu bewahren, da die Tritte unter ihm bedenklich wackelten. Ein Fluch fuhr ihm zwischen den Zähnen durch. „Hals und Bein könnte einer brechen,“ brummte er gereizt. „Ist allenthalben alles gleich verwahrlost, wo man hinkommt!“ Er leerte den Korb an den Haufen und blieb dann stehen. Um seine Lippen schlich ein verbissener Zug, als er auf das Weib niedersah, das auf dem Boden kniete und schweigend seiner Arbeit oblag. Er schien auf eine Entgegnung zu warten, und als diese ausblieb, fraß sein Ingrimms sich nur tiefer in ihn hinein. Seit seiner Krankheit war die zänkische Laune nie mehr von ihm gewichen. Wo er nur ging und stand, fand er eine Ursache, die ihm zum Reifen und Gifteln Anlaß bot und die er immer bis

auf den letzten Rest ausbeutete. Er war noch hagerer als zuvor. Der Rücken hatte sich noch etwas mehr gekrümmt, und in seinen rötlichen Haaren hatte das Grau die Oberhand gewonnen. Zu beiden Seiten des unbehaarten Mundes standen zwei zu den Nasenflügeln hinlaufende Furchen, tief und scharf, und es war, als müßte man durch das wächserne Gesicht hindurch jedes Blutströpfchen wahrnehmen können, das in die hämmernden Schläfen hinaufstieg.

Als Madleh sich nicht um den neben ihr Stehenden kümmerte, begann er wieder: „Das Häufchen langt nicht einmal für einen halben Bierling, und zum Essen bleibt auch fast nichts!“

„Es hat eben im Herbst nicht gar wohl ausgegeben,“ gab das Weib ruhig Bescheid.

„Glaub's schon, wenn man seit Jahren nichts in die mageren Nesterlein hineingetan. Ganz ausgemergelt sind sie. Auch heuer ist wieder kein Dung da. Und die Wiesen hätten ihn auch nötig.“

„Die Samen kannst in das Schöpflein

tragen,“ unterbrach Madleh seinen Erguß. Etwas barsch klang ihre Stimme.

„Dort erfrieren sie, wenn's nochmals sollte kalt werden.“

„Man muß sie decken.“ Damit holte sie selber einen Korb herbei und trug das andere Häuflein wieder in den Keller zurück.

Beim Essen fing Willem wieder in vorwurfsvollem Tone an, das saure Gesicht auf Madleh gerichtet: „Kaufen wird man noch müssen. Weiß der Herrgott, wo man jetzt noch bekommt!“

„Der Lohner im Pintli hat noch.“

„Teuer genug, denk ich.“

„Fünfeinhalb der Zentner.“

„Mit einem machen wir's nicht. 's fängt beim Donner früh an. Muß ich jetzt das sauer Ersparte schon hergeben?“ Darin lauerte ein verstohlenes, an das Weib gerichtetes Fragen. Madleh fühlte dies wohl. Das Blut wallte in ihr. Ein Würgen im Halse verschloß ihr den Mund. Willem zerbiß sich die Lippen. Er warf den Löffel auf den Tisch. Das Essen schmeckte ihm nicht mehr.

(Schluß folgt).

Eine verrückte Idee.

[Nachdruck verboten.]

Skizze von Fritz Müller, München.

Was wollen Sie? Jeder hat mal eine Idee. Denn ob sie verrückt ist, sieht man erst nachher.

Da spülte mich das Schicksal zwischen zwei Schnellzügen in meine Heimatstadt. Vor siebenundzwanzig Jahren hatte ich sie zuletzt gesehen, als mich das Schulhaus in die Hand des Lebens gab. Natürlich überkam es mich wie alle Heimatfinder: Rührung, Staunen — Staunen, Rührung. Nein, wie sich diese Stadt verändert hatte. Wie, wenn ich jetzt behaglich durch sie schlenderte, alter Erinnerungen voll? Aber nein — ich sah auf meine Uhr — eine halbe Stunde noch bis zu meinem Schnellzug. Es ging nicht. Nicht mal zu einem Besuchlein langte es bei einem alten Freunde.

hm, hatte ich denn solche hier? Verwandte? Keinen. Und Bekannte? Je nun, da waren die alten Schulkameraden ...

„He, Kellner, bitte, das Adreßbuch, aber 'n bißchen fix!“

Die Erinnerung frante in versunkenen Namen, während der Finger durchs Adreßbuch fuhr:

Billmann — aha, Roderich Billmann — ja, ja, das war der Billmann in der dritten Bank, links an der Ecke — der mit dem braven Gesicht, der immer so schüchtern wisperte, wenn der Lehrer ihn was fragte, jaja ... jaja ...

Und da — richtig, da war der Diggelmaier! Halt, ob es auch der richtige war! Jawohl, Franz Xaver — es gab nur einen Franz Xaver Diggelmaier in der ganzen Stadt — der, der immer auf der letzten Bank saß — der mit der lustigen Stimme — der immer den Kopf voller Lustigkeiten und Viechereien hatte, ach ja ... jaja ...

Und da — da stand ja auch noch der Praxmaier Anton, mein Nebenmann in